

# Flucht

Autor(en): **Burg, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **45 (1941-1942)**

Heft 5

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667198>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sie ist nicht immer so leicht, als sie scheint. Denn hier zeigt sich erst, wie verschieden die Schulen der europäischen Länder die Jugend schreiben lehren. Kleine Unterschiede einzelner Buchstaben verändern das Schriftbild und machen dem Ungeübten Mühe. Eigenarten des Adressenschreibers, bei denen nicht immer zu erkennen ist, welches die Orttschaft und welches die Provinz ist, fordern sorgfältige Aufmerksamkeit. Auch Sitten und Gebräuche treten in Erscheinung. Wir erfahren dabei, daß die italienische Frau vielfach auch in der Ehe ihren Mädchennamen bewahrt, so daß nicht leicht zu erkennen ist, ob die Empfängerin des Briefes die Frau, die Mutter oder eine Nichtverwandte des Gefangenen ist.

Mit einemmal entdecken wir uns bei dieser Arbeit als echte Kinder unseres Jahrhunderts.

Denn nur in einem Zeitalter, in welchem alle Glieder der Völker lesen und schreiben können, können in Kriegszeiten solche Aufgaben erwachsen, wie diese umfangreiche Arbeit in der Kriegsgefangenenzentrale, in Heimat und Gewahrsamstaat.

Aber nicht nur dies. Wir Zivilisierten wollen schwarz auf weiß persönlich bestätigt haben, daß unsere Nächsten leben und uns lieben. Ohne diese dauernde schriftliche Fühlungnahme sind wir unglücklich. So beruht ein Großteil kummervollen Unglücks von Millionen Betroffenen dieses Weltkriegs auf diesem unserm hohen Bildungsgrad. Jedes Zeitalter schafft sich offensichtlich sein eigenes Leid — ahnungslos zum allgemeinen Kriegsleid hinzu — und bemüht sich, es wiederum dem Zeitalter entsprechend zu lindern.

Gertrud Spörri.

## FLUCHT

Ja, so war es, er mußte fort. Er mußte den Dingen entfliehen, diesen Dingen, die eine so merkwürdig eindringliche Sprache gelernt hatten, seit „Sie“ nicht mehr war. Im Gartenzimmer, wo die Glastür im Sommer offen stand, im Schlafzimmer oder im kleinen Speiseraum, in den Gartenwegen, wo immer er sich aufhielt, wie verstanden es die Dinge, bald laut, bald leise zu sprechen, oft in klagendem Ton, dann in leisem Singen, manchmal eintönig, einschläfernd, dann wieder aufdringlich laut — aber immer von ihr, von ihr, die unbegreiflicherweise nicht mehr da war, nicht mehr mit ihrem keck umgeworfenen roten Schal durch den abendlichen Garten eilte, sich nicht mehr über die Rosen neigte, nicht mehr im Gartenzimmer der offenen Tür gegenüber auf der Ottomane lehnte, um lange schweigend das Bild der Bäume, das sich in den Türrahmen schloß, zu betrachten. Er hatte nicht gewußt, daß die Dinge so lebendig, so gesprächig werden konnten. Und das konnte er nun nicht mehr ertragen, dem mußte er entfliehen. Das allein würde endlich seinem Herzen Ruhe geben. Neues Glück! Bah, was galt ihm das! Darnach ver-

langte er nicht mehr. Er begehrte nur inneres Verstummen, ihn verlangte nach leblosem Dahingehen durch das Dasein, das nun einmal noch etwas von ihm verlangte. Er wollte arbeiten, gewiß, er wollte ja nicht fahnenflüchtig sein. Er hatte den Willen, das zu leisten, was seine Fähigkeiten und seine gesundheitliche Kraft von ihm verlangten. Es lag in ihm eine tiefe Gewißheit, daß all das doch einen Sinn haben mußte; und wenn er ihn auch nicht erkannte, er mußte diesem Sinn aus seinem Wesen heraus dienen. Aber das konnte er mit dem Kopf tun, dazu bedurfte es keiner geheimnisvollen Antriebe, die aus den Untergründen des Gefühls entstehen. Und darum war er auch gezwungen, dem zu entfliehen, was den Kräften jener Gefühlstiefe so viel Gewalt verlieh, daß er darunter zu erliegen drohte.

Anderstwo, in fremder Umgebung, wo nichts mehr die Spuren ihres Wesens trug, da würde er neu anfangen, da würde er als ein anderer zu schaffen anfangen, und nur in einzelnen Feiernstunden vielleicht würde er sich erlauben, sich daran zu erinnern, daß er sie besessen und mit ihr das Glück genossen hatte.

So war es richtig. Er wollte fliehen. Und langsam bereitete er alles für seine Flucht vor. Das Haus verlassen? Nein, noch nicht. Später vielleicht, wenn sein neues Ich die Oberhand gewonnen haben würde. Aber jetzt noch nicht. Das wäre ihm doch wie ein Verrat, wie eine Vergewaltigung vorgekommen. Was mußte aus den Stimmen werden, wenn fremde Menschen laut und unbekümmert über sie hinwegreden würden, ehe sie sich selbst beruhigt hatten?

Das Haus sollte bleiben. Er verschloß es, nachdem alle Vorkehrungen getroffen waren, daß es nicht dem Verfall geweiht sein würde. Dann stand es eines Tages mit geschlossenen Fenstern, im herbstlichen Garten, in dem die Rosen unter Hüllen geborgen waren; es machte so sehr den Eindruck eines schlafenden Menschen, daß er sich abwenden mußte. Ihm war, von all den beklemmenden, oft beinahe unerträglichen Schmerzgefühlen, die ihn seit ihrem Entschwinden heimgesucht hatten, sei das durch den Anblick dieses verschlossenen Hauses hervorgerufene das Härteste.

Aber seine Koffer waren fort. Etwas Neues erwartete ihn. Jrgendwo. Was tat es schon, wo es war? Jeder Ort war recht. Es war zufällig eine Stadt, in der er neuen Boden fand. Zuerst atmete er auf; hier in diesen Mauern, in diesen Gassen, die ihn ansahen, als gehe er sie gar nichts an, hier konnte ihn kein Flüstern erreichen, hier konnte er arbeiten, hier konnte er alles aus seinem geistigen Rüstzeug heraus holen, was in dieser oder jener Weise der kleinen Welt, in der er lebte, nützen mochte.

Er arbeitete, man achtete ihn, man erkannte in ihm einen wertvollen Mitkämpfer im Streit der Zeit. Was ihn umgab, war Stein, der keine Sprache hatte. Und nun würden auch dort in jenem schlafenden Haus die Dinge nach und nach Ruhe finden und in ihren Zustand der Teilnahmslosigkeit zurück sinken.

Aber er dachte nicht oft an jenes Haus. Es war gut besorgt, es wurde gelüftet, es bestand nicht die Gefahr, daß Moder und Staub sich darin einnisteten, daß seine weiche Wohnlichkeit vernichtet würde. Das nicht, das hätte er nicht zu denken ertragen. Dann hätte er es lieber an andere Menschen weiter gegeben. Aber er wußte,

es blieb in seiner Sauberkeit stehen, mitten in dem vielleicht etwas wilderen Garten, nur schlafend, nicht tot; wartend, bis er es ertragen konnte, es für glücklichere Menschen wieder geöffnet zu sehen.

Er arbeitete; ihm schien, als sei das, was er tat, gut. Er wirkte nüchtern für das Heute. Er machte Berechnungen, bei denen es auf die mathematische Genauigkeit ankam, Zeichnungen, die in keiner Linie abweichen durften. Alles mußte auf Exaktheit ruhen. Dafür war der bare Verstand gut. Das Herz hatte damit nichts zu tun. Man konnte sich seiner Persönlichkeit entkleiden. Seltsam war es nur, daß man dabei manchmal eine Beklemmung empfand, als liege man gefesselt und wisse sich nicht frei zu machen. Diese Empfindung kam ihm erst nach längerer Zeit richtig zum Bewußtsein, als er eines Morgens vor seinem Pult saß und mit einemmal von einer solchen Mattigkeit überfallen wurde, daß er sich nicht zu seiner Tätigkeit aufzuraffen vermochte. Und das Merkwürdige war, daß eben an demselben Morgen sein Chef zu ihm trat, ihm auf die Schulter klopfte und sagte:

„Was ist mit Ihnen los, Wildmann? Sie sind nicht auf dem Damm, Sie sollten ein wenig Ferien machen.“

Ferien? Es überlief ihn ein Schauer. Was bedeuteten Ferien? Das hieß, frei werden, um sich mit sich selbst zu beschäftigen. Und gerade das wollte er nicht. Er wollte sich außerhalb seiner selbst betätigen, seine Pflicht tun, ohne selbst dabei zu sein. Und dennoch kam es ihm vor, als atme er leichter, seit der Chef das Wort gesprochen hatte. Am Ende war es der Körper, der seine Erholung verlangte; wenn der wieder erfrischt sein würde, dann mochte auch die Arbeit wieder am Schnürchen laufen. Er nahm eine Karte hervor und fragte sich, wohin er gehen sollte, um diese nötige Ausspannung zu finden. Dann reiste er in die Berge, machte Touren, ermüdete sich, setzte sich an die Hoteltafel und aß schweigend inmitten der Gäste. Niemand redete ihn an; es schien, als empfinde man eine gewisse Scheu vor ihm, so als gehöre er nicht zu den Leuten, die da in irgendeiner Weise Erholung suchten. Eines Abends, als er sich zufällig im Spiegel beschaute, erschrak er. Das war ja gar nicht sein Gesicht.



Es sah so leer und doch drohend aus wie eine Maske. Ihm tat offenbar der Bergaufenthalt nicht gut. Er forderte seine Rechnung und packte den Koffer.

Und als er im Zug saß, überkam ihn plötzlich eine ungeheure Erleichterung. Er lehnte sich in die Wagenecke und schaute in das vorbeifliegende Land. Aber erst, als der Beamte das Fahrbillett verlangte, entdeckte er, daß er einen Fahrschein nach seinem früheren Wohnort gelöst hatte und auch willkürlich in den richtigen Zug gestiegen war. Er betrachtete das kleine Stückchen Karton, das ihm wieder eingehändigt worden war, mit heimlichem Staunen. Ging denn von ihm diese große Erleichterung aus?

Er erreichte am Abend den bekannten Ort und wandte sich, zuerst zögernd, dann immer rascher der Richtung zu, wo sein Haus lag. Dort sah er es schon in sinkendem Sonnenschein liegen. Ganz wie einst, nur daß die Läden geschlossen waren. Er griff in die Tasche und zog den Schlüssel hervor, den er immer bei sich trug. Er trat ein.

Die Fenster sprangen auf. Raum um Raum durchschritt er. Und da erwachten die Dinge, und alle die Stimmen, die er nach dem Tode seiner Frau gehört, und denen er entflohen war, sie wurden laut; sie umseufzten, umweinten, umfingen ihn. Sie waren stark, und er erzitterte

unter der Bucht des namenlosen Schmerzes, der ihn jetzt überfiel. Er sank vor dem Lehnstuhl zu Boden, in dem sie sich einst so gern zusammengesüßelt hatte, und streichelte ihn. Er weinte mit den Stimmen, und all das brennende Leid des Verlustes ging wie ein Strom über ihn hin. Und doch war ihm, als sei er aus Todesstarre zum Leben erstanden. Er litt. Grausames Sehnen nach der Entschwundenen durchwühlte sein Herz. Zugleich aber war ihm, als sei sie wieder nahe, als sei sie ihm nicht ganz genommen. In den Abgründen des Leides fand er sie wieder.

Es wurde ihm klar, daß es kein Entfliehen vor dem Schmerz gab, ohne sich selbst aufzugeben. Es wurde ihm klar, daß er gerade hier, wo ihr Wesen noch in allen Dingen, mit denen sie einst in Berührung gekommen, lebendig war, durchhalten mußte; daß er hier an diesem Platz stehen mußte, wie man im Kampfe steht, ohne zu wanken, aufrecht und bereit, das Leid bis auf den Grund durchzukosten. Und in diesem Entschluß lag eine tiefe Beruhigung. Täglich wollte er sich mit den Dingen unterhalten, die ihm von ihr erzählten, er wollte ihre Klage anhören, mit ihnen klagen, tapfer leiden, bis die Stimmen sanft verklingen würden, um nur noch dem einzigen schwermütig schönen Lied der Erinnerung Raum zu gewähren.

Anna Burg.


## Bücherschau

Allen Lesern, die im vorletzten Jahrgang unserer Zeitschrift den Roman „*Im Lärchenhubel*“, von Ernst Eschmann, mit stets wachsendem Interesse verfolgten, sei mitgeteilt, daß die Geschichte jetzt in Buchform erschienen ist. (Druck und Verlag von Friedrich Reinhardt in Basel. Leinenband Fr. 7.85.) Eine Zeitung schreibt:

Ernst Eschmann zählt zu den besten Kennern des Schweizervolkes und sein Roman ist dem wirklichen Leben abgelauscht. Der Lärchenhubel ist ein nettes Heimtli in den Alpen, und eiserner Fleiß hat seine Bewohner zu einem bescheidenen Wohlstand geführt. Die neue Zeit bringt eine Paßstraße und ein Hotel, die dem Lärchenhubel seinen besten Boden streitig machen. Während die alte Generation zäh den mühsam fruchtbar ge-

machten Boden verteidigt, begrüßt das frische junge Mädchen Gritli das Neue mit Begeisterung. Ihr sagt das Wirten mehr zu als die Bauernarbeit, und sie heiratet den Hoteldirektor. Überzeugend schildert Eschmann auch die Schwierigkeiten dieser jungen Ehe, denn Gritli hängt trotz ihrer Weltaufgeschlossenheit an der alten Bauernheimat, während es ihrem Mann nur um den Verdienst geht und ihm jeder Wechsel, der Vorteile bietet, erwünscht ist. — Es fehlt in dem neuen Buche Ernst Eschmanns nicht an packenden Zusammenstößen und er läßt uns auch einen tiefen Blick tun in die Freuden und Leiden des Gastgewerbes. Die sich immer mehr zuspizenden Konflikte finden schließlich eine ebenso überraschende als überzeugende Lösung. — Eschmanns Sprache ist klar, schön und einfach und das auch schwierige Probleme anpackende Buch eignet sich dennoch nicht nur für Erwachsene, sondern auch für die reifere Jugend.

---

Redaktion: Dr. Ernst Eschmann, Zürich 7, Rütlistr. 44. (Beiträge nur an diese Adresse!)  Unterlangt eingefarbtten Beiträgen muß das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag von Müller, Werber & Co., Wolfbachstr. 19, Zürich.